DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Samstag, den 25. Juni 1932

Nummer 37

Bei Langensalza.

Eine Geschichte von Ludwig Bäte.

Das alte Kriegsglück der Hannoveraner hatte noch einmal geschienen. Die blanken Waffen von Minden, Garzia Hernandez, Venta del Pozo, Gohrde und Waterloo umgrünte neuer Lorbeer. Dennoch kam die Kapitulation. Das mitten aus tiefstem Frieden gerissene Heer war schlecht versorgt; mit dem preußischen Zündnadelgewehr durfte es den Kampf nicht mehr aufnehmen, zumal die Feinde mit Verstärkungen heranrückten.

Am Abend des 28. Juni begrub man bei Merxleben und Langensalza die Toten. Unter den Offizieren und Mannschaften, die den erhöhten Teil des Kirchhofs säumten, stand der König. Der Geistliche sprach einfach, klar, wie es das wortkarge Volk, das da aus Moor und Heide, von der Nordsee und und aus den Bergen des Harzes zusammengekommen war, liebte und verstand. Die Rechte glitt manchmal unmerklich über die Augen: Wieviel glühende Jugend, wieviel Zukunft und Glück lag hier begraben! Und es fiel schwer, die alten Johanneworte deutlich zu machen: „Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht!"

Abseits lehnte Major Wedekind von den Cambridge-Dragonern an einem halb eingesunkenen Grabmal. „Wozu war das alles nötig?" meinte er bitter, sich voll zu dem verwundeten von der Decken vom Garde du Corps kehrend, der den linken Arm in der Binde trug. „Wie konnten wir den Kampf gegen das mächtige Preußen nur aufnehmen!"

„Sollten wir kapitulieren?" bemerkte von der Decken scharf. „Hannoversche Ehre ist hannoversche Pflicht."

„Wir hätten dann bis zum Ende kämpfen müssen. Vielleicht hätten wir uns nach Bayern durchgeschlagen."

„Bayern hat uns verlassen!"

„Wir haben den Krieg nur mit halbem Herzen geführt. Und er ging gegen den Bruder."

„Das hätte Preußen wissen sollen. Nicht wir haben angegriffen!"

„Preußen hat seinen Beruf erkannt. Es muß siegen, um die zerfallenen Stämme wieder zusammenzuführen. Preußen kämpft um Deutschland, Hannover für sich."

„Mit Reden gewinnt man keinen Krieg."

„Hätten wir nicht geredet, sondern wie Preußen gerüstet, ständen wir nicht hier. Wir haben alles dem Zufall anheim gestellt, keine neuen Gewehre eingeführt, die leeren Kadres nicht aufgefüllt. Die Pferde liefen ohne feste Stricke, die Munitionsdepots standen leer, und unsere Liberalen liebäugelten mit Berlin."

„Das Volk dachte anders."

„Es folgt immer seinen Führern. Und es hat nicht vergessen, wie oft man es um seine Verfassung betrog!"

„Der Adel hielt unentwegt zum König."

Wedekind lächelte: „Wir Bürgerlichen verstanden die Zeit besser. In Preußen gab der Adel nach, da er einzusehen begann. Wir liebten England, hielten über ein Jahrhundert an seinen Einrichtungen fest. Warum nahmen wir nicht an, was sich dort bewährte? Wenn ein Volk reif wird, soll man es nicht unmündig halten."

„Ein Volk wird niemals reif."

„Auch dann nicht, wenn es um seine Führer ohne Murren in den Tod geht?"

Von der Decken zuckte zusammen.

Der Geistliche hatte geendet. Die Ehrenkompagnie präsentierte. Man schoß Salven ab, um den Preußen, die in der Nähe standen, keinen Grund zum Argwohn zu geben. Man verhandelte dort schon um die Kapitulation, die schwer genug werden würde.

Dann kam der König, auf den Arm des Kronprinzen gestützt. Die blinden Augen gingen suchend hin und her. Sie alle hatten das oft gesehen, aber niemals rührte es sie so wie heute. Er hielt einen Augenblick an. Blutlose Lippen formten mühsame Worte: „Harret aus in den Wechselfällen der kommenden Zeiten, haltet fest wie Eure Väter, die für ihr Welfenhaus in nahen und fernen Landen kämpften und endlich siegten, und hoffet mit mir, daß der allmächtige Gott die ewigen Gesetze des Rechtes und der Gerechtigkeit unwandelbar durchführt zu einem glorreichen Ende!"

Der da sprach, war Herrscher aus ältestem deutschen Geschlecht, das sich tief bis in die Tage Wittekinds und Heinrichs des Löwen verlor. Stürme und Blitze waren darüber hingegangen, Ruch der Eichenwälder und braunen Heideplacken hatten darin geblüht, die uralten Dome von Braunschweig und Hildesheim, Osnabrück und Lüneburg läuteten hinein. Nun versank das alles im Glaste sommerlicher Mondnacht. Die Nachtigallen schlugen, das frisch gemähte Gras duftete, der Holunder hing mit breiten Tellern über den feuchten Friedhofswegen. Und unten schliefen die Toten.

„Es hilft nichts", wandte sich Wedekind an den Kameraden, „ein Stamm stirbt, damit ein Volk leben kann. Aller Tod aber will Auferstehen, und auf Opfern ruht der Staat!"

Von der Decken erwiderte nichts. Von den fernen Biwakfeuern der Preußen wehte ein Lied herüber, das einer ihres Stammes gedichtet hatte und das manchmal heimlich in der Messe gesungen wurde, wenn es die Aelteren auch nicht hörten: „Deutschland, Deutschland über alles!"

★

Das Löschblatt.

Skizze von Liesbet Dill.

Frau Erni hatte einen großen Kummer: Ihr Mann liebte sie nicht mehr. Er hatte es ihr zwar nicht gesagt; aber er bewies es, daß er eine andere Dame mit seiner Neigung beehrte. Irgend eine Frau hatte ihn bezaubert. Er schrieb ihr Abend für Abend lange Briefe. Ihre Mutter sagte: „Das tun sie manchmal, man muß sie gehen lassen!"

Ihre Freundin Anita riet zu sofortiger Scheidung, aber das wollte Frau Erni nicht. Sie hatte aus Liebe geheiratet.

Zu einem Anwalt gehen, wie ihr Vetter riet, wollte sie auch nicht. Sie fürchtete indiskrete Fragen, die bei dieser Angelegenheit unvermeidlich sind.

Ihre Tante sagte: „Stell ihn einfach, sag's ihm auf den Kopf zu!" Aber was sollte sie ihm sagen? In ihrem Ehevertrag war das Schreiben frei... Sie konnte ja nicht wissen, was in diesen Briefen stand. Sie hatte nie einen gelesen. Sie wußte nicht, wie die Dame hieß, der er soviel Tinte und Papier opferte.

Es schien ihm wirklich großen Spaß zu machen, jeden Abend, statt mit ihr in die Anlagen zu gehen oder ins Theater oder sonstwohin, sich an den Schreibtisch zu setzen und stundenlang zu schreiben. Sie zerbrach sich den Kopf, was er alles da niederschrieb. An sie hatte er immer nur sehr kurze Briefe gerichtet, als sie noch verlobt waren. „Ich habe kein Talent zum Schreiben", sagte er. Aber er schien es doch zu haben, wenn's darauf ankam. Und das war ja das Traurige — es schien ihm darauf anzukommen. Ob er Antworten bekam oder nicht, wußte sie nicht. Ins Haus kamen sie jedenfalls nicht. Sie nahm die Morgenpost regelmäßig selbst in Empfang. Briefe von unbekannter Damenhand waren nie dabei.

Sicher ließ er sie sich aufs Amt kommen oder holte sie postlagernd ab. Als sie sich einmal erlaubte zu fragen, von wem eine Ansichtspostkarte sei, die, von einer unbekannten Hand beschrieben, an ihn gekommen war, fuhr er sie zornig an und verbat sich dergleichen Schnüffeleien. Von da ab ließ er seine Post nicht mehr ins Haus kommen.

Sonst hatte er sich ihr gegenüber kaum verändert, etwas fremder waren sie einander geworden, etwas kühler. Die unbekannte Briefschreiberin stand dazwischen. Aber, wie sollte man diesem Geheimnis auf die Spur kommen? Ohne indiskret zu sein und ohne Szenen zu machen, die er haßte? Es ging ganz friedlich bei ihnen zu, aber es war jemand zwischen sie getreten, und Frau Erni konnte nicht eher ruhig werden, bis sie wußte, wem er diese Briefe schrieb...

Der Kummer machte sie unglücklich und unruhig, sie nahm an Gewicht ab, ohne daß sie sich kasteite. Dazu ist es gut, dachte sie, aber die Tatsache konnte sie auch nicht trösten. Es war ja gleichgültig, ob sie jetzt so schlank wurde, wie er sie sich immer gewünscht hatte. Er mochte dicke Frauen nicht leiden. Und sie hatte es nicht hindern können, daß sie, trotz aller häuslichen Arbeit, nach ihrem zweiten Jungen etwas rundlicher geworden war. Nach seiner Ansicht mußte eine Frau bis ins Matronenalter gertenschlank bleiben und ihr Haar in dichter Lockenfülle den Kopf umwogen, sie mußte immer heiter und elegant sein, aber — es durfte nichts kosten. Das hatte sie nicht fertig gebracht, ihr Haar war von Natur zwar weich, aber nicht wellig, zu „Naturwellen" reichte ihr Taschengeld nicht, und elegant sein kostet auch Geld. Und er hielt sie sehr knapp. Er hatte anscheinend jetzt eine Frau gefunden, die dieses Ideal verkörperte, und an diese schrieb er Abend für Abend lange Briefe. — —

„Liebes Kind", sagte ihre erfahrene Tante, die in Potsdam in einer Pension wohnte, drei Ehescheidungen durchgemacht hatte — schuldlos natürlich — und die mit vielen Damen nachmittags Krokett spielte, die ähnliche Schicksale durchkostet hatten, „so fängt es immer an. Du mußt Dich entscheiden."

„Wozu entscheiden?" fragte die unglückliche, kleine Frau. „Ich liebe ihn doch und habe die Kinder, ich denke nicht an Scheidung. Ich will nur wissen, woran ich bin. Ich will wissen, an wen er die langen Briefe schreibt."

„Und wenn Du das weißt?" fragte die erfahrene Tante.

„Das wird sich finden", sagte die junge Frau.

Am nächsten Morgen brachte ihr die Morgenpost ein Päckchen. Sie öffnete es ohne Neugierde, es enthielt lauter leere Löschblätter und kam von ihrer Tante aus Potsdam. Frau Erni sah die leeren weißen Blätter verständnislos an. Aber plötzlich kam ihr ein Gedanke. Sie ging zum Schreibtisch ihres Mannes, nahm seine Mappe heraus, entfernte das vollbeschriebene Löschblatt und legte ihm ein neues unter. Am Abend schrieb er seinen langen Brief darauf, am nächsten Morgen nahm sie das Papier fort und schob ein frisches darunter. Und im Spiegel las sie den Namen: „Irene..." Sie hatte nur eine Freundin, die Irene hieß. Aber es gab viele Irenen in der Stadt...

Auf dem nächsten Löschblatt stand: „Wartburgplatz 9..." Da wohnte sie, diese falsche Freundin. Nun machte Frau Erni es eine ganze Woche so, jeden Morgen ein frisches Löschblatt, jeden Abend schrieb der Ahnungslose seinen Brief darauf, erfreut über seine sorgliche Hausfrau und ihre Aufmerksamkeit. Und jeden Morgen las diese im Spiegel, was er ihrer falschen Freundin Irene schrieb. Sie erlebte alles mit, seine heiße Liebe zu ihr und seine Enttäuschung, wenn sie nicht gekommen war, sein Mißtrauen, daß sie ihn belog, und sie verfolgte seine Verabredungen mit ihr, ein Segelboot hatte Irene auch... Der Sommer ging hin. Sie brauchte viele Löschblätter, aber als es Herbst war, änderte sich der Ton der Briefe. Er schrieb nicht mehr jeden Abend. Er schrieb nur hin und wieder und sehr kurz, und oft war das Löschblatt ganz leer. Er fuhr auch nicht mehr hinaus zum Segeln, er hatte angeblich keine Zeit, das Löschblatt lag wochenlang in seiner Mappe, ohne daß auch nur ein Buchstabe darauf zu sehen war. — —

„Wollen wir nicht mal wieder ausgehen?" fragte er eines Abends nach Tisch. Sie war sofort bereit und machte sich fertig. Als sie vor ihrem Mann stand in dem hübschen, einfachen, dunkelblauen Kleidchen, dem weißen Hütchen und dem blonden, schlicht frisierten Bubiköpfchen, sah er sie überrascht an. „Du hast Dich verändert diesen Sommer", meinte er. Und mit einem wohlwollenden Blick fügte er hinzu: „Du bist schlanker geworden. Was hast Du nur gemacht? Hast Du ein Mittel gebraucht?"

Sie lächelte und schwieg. Jawohl, weiße Löschblätter, mein Herr! wollte sie sagen, aber sie verschluckte es: „Es ist mein Geheimnis..."

„Ein neues Rezept?" fragte er, als sie die Treppe hinunter gingen.

Sie lächelte fein. „Ein neues? Ach nein, ich glaube, es ist ganz alt... aber, es hat seine Wirkung getan."

★

Der Besuch.

Skizze von Leo Hillmayer.

„Mein lieber Mann, es geht nicht!" sagte Elsa mit Bestimmtheit. „Unmöglich kann ich Meyers unser einfaches Tafelgeschirr vorsetzen. Wir müssen unbedingt einen guten Eindruck machen."

„Das Geschirr mit dem roten Muster, das Tante Berta uns zur Hochzeit schenkte, ist doch ganz nett", erinnerte ich meine Frau vorsichtig. „Wir haben eben kein anderes. Und übrigens, wenn Du kochst, vergessen auch Meyers, wie Teller und Schüsseln aussehen!"

Zur richtigen Zeit ein Hinweis auf die Kochkunst der Gattin ist Oel auf die Wogen des Ehekampfes und wirkt Wunder.

„Bei Deinem Gehalt haben wir uns leider noch kein schöneres kaufen können", erwiderte Elsa mit Betonung. „Wir müssen uns unbedingt ein paar Sachen von Bekannten ausleihen."

„Immer mein Gehalt!" entgegnete ich entschieden. „Ich weiß selbst, daß ich nicht zu den Großverdienern gehöre, aber in heutiger Zeit, wo sogar die Sessel von Bankdirektoren wanken und Millionen ohne Verdienst sind, darf man dreihundert Emmchen im Monat nicht verachten. Uebrigens will mir scheinen, man sollte Besuchern nicht Sand in die Augen streuen. Ein gutes Essen, ein paar Stunden angeregte Unterhaltung, und fertig ist die Sache!"

„Ja, fertig, endgültig fertig würden Meyers mit uns sein, wenn es nach Dir ginge", antwortete meine Frau ironisch. „Verstehst Du denn nicht, wieviel von diesem Abend vielleicht abhängen kann? Wenn Meyer den richtigen Eindruck von uns erhält, wer weiß, ob er Dir nicht weiterhilft! In seinem großen Geschäft gibt es immer solche Möglichkeiten. Und so ganz ohne Grund dürften sich Meyers kaum bei uns zu Besuch angesagt haben."

Was sich Elsa da wieder zusammenreimte! Wir hatten das Ehepaar Meyer vorigen Sommer auf einer Reise kennen gelernt und einige vergnügte Tage mit ihnen zusammen verbracht. Zu Neujahr wünschten wir uns gegenseitig alles Gute, aber weiter war die Freundschaft nicht gediehen, bis in der Frühe der Brief kam, mit dem sie ihren Besuch für den Abend anzeigten. Aber eine Frau wittert hinter den einfachsten Tatsachen geheimnisvolle Zusammenhänge und hegt den Kinderglauben an einen Märchenprinzen, der das Glück in irgend einer Form ins Haus bringen soll, bis ins Alter. Diesmal war es Meyer, auf den Elsa ihre Hoffnungen setzte, damit mußte ich mich eben abfinden.

„Vielleicht überlassen mir Müllers ihr Dienstmädchen, die Lene, für den Abend und leihen mir ihr wundervolles Tafelservice. Wenn ich dann noch ihren silbernen Aufsatz hätte..." philosophierte Elsa auf mich ein.

Ausgerechnet Müllers! Wo dieser Kerl immer zur unpassenden Zeit ein unrechtes Wort findet und so gar kein Taktgefühl besitzt. Ich kann den Burschen nicht leiden, aber Weisheit, aus langen Ehejahren geboren, sagte mir gebieterisch, alle Meinungsverschiedenheiten mit der Gattin jetzt zu vermeiden, und so schwieg ich. —

Selbstverständlich servierte am Abend Müllers Lene, und der Tisch erstrahlte mit dem ausgeliehenen Geschirr und Silberzeug, so daß Meyers über unseren Luxus zuerst wohl etwas erstaunt waren. Doch der Besuch fühlte sich wohl, und das war schließlich die Hauptsache.

Plötzlich läutete es draußen an der Eingangstür Sturm. Kaum hatte Lene aufgemacht, da schoß der ungeschickte Müller ins Zimmer und auf meine Frau zu. Sein Gesicht glänzte vor Liebenswürdigkeit.

„Entschuldigen Sie mein Eindringen", sagte er, „aber meine Frau merkte erst jetzt, daß sie die Dessertmesser vergessen hat. Und wenn Sie etwa Likörgläser brauchen sollten..."

Meine Frau erhob sich rasch, das Gesicht in flammende Röte getaucht, und drängte Müller aus dem Raum. Aber die Blamage war schon fertig, und eine Weile herrschte unbehagliches Schweigen. Sicher lachten sich Meyers heimlich ins Fäustchen über unsere entdeckte Großmannssucht. Und natürlich trug ich daran die Schuld, denn wenn man der Frau immer nachgibt, dann...

Aber auch das ungemütlich gewordene Mahl nahm ein Ende, und schließlich fanden wir uns im Wohnzimmer bei einer Tasse Kaffee wieder in angeregter Unterhaltung. Ich bilde mir etwas darauf ein, auch den peinlichsten Situationen ein Weilchen gewachsen zu sein und wollte gerade mit einem passenden Hinweis auf die Taktlosigkeit mancher Menschen die Scharte im Speisezimmer wieder auswetzen, als Meyer mich unterbrach.

„Ach, nehmen Sie sich den kleinen Vorfall nicht zu Herzen!" meinte er lächelnd. „Jungverheiratete Eheleute können sich heutzutage unmöglich schon sofort vollständig einrichten. Doch es freut mich, daß Sie versuchten, Ihr Heim für unseren Besuch besonders hübsch zu machen. Und mir scheint fast, daß wir beide Ursache haben, Ihrem Freunde Müller für seine allerdings etwas unvorsichtige Bemerkung dankbar zu sein."

Das hatte gerade noch gefehlt! Diesem Menschen, diesem Müller etwa noch gar um den Hals fallen für seine Taktlosigkeit. Auf keinen Fall. Vom nächsten Tage an würde ich Müllers nicht mehr grüßen, einfach überhaupt nicht mehr kennen. Aber um Himmelswillen, warum wollte Meyer dem Burschen dankbar sein? Weil er ihn über unsere bescheidenen Verhältnisse ungewollt aufklärte?

„Ich habe nämlich einen Vorschlag für Sie", fuhr Meyer fort. „Wir gliedern unserem Geschäft demnächst eine eigene Abteilung Ihres Faches an, und da hatte ich mir gedacht, Sie hätten vielleicht für deren Leitung Interesse. Vorläufig können wir für diesen Posten allerdings nur fünfhundert Mark zahlen... Anfänglich hatte ich tatsächlich den Eindruck, daß Sie in glänzenden Verhältnissen lebten, und ich wagte mich mit dem Angebot gar nicht heraus. Aber nachdem dieser Herr Müller... Na, kurz und gut, wenn das genannte Gehalt für Sie eine Verbesserung bedeuten würde..."

Statt dreihundert im Monat fünfhundert! Wenn das keine Verbesserung war, dann weiß ich nicht... Ich weiß überhaupt nichts mehr, als daß Elsa und ich, nachdem Meyers gegangen waren, unter Lachen und Weinen lange darüber stritten, ob sie mit ihrer Vorahnung, der Besuch habe einen besonderen Zweck, oder ich mit meiner Ansicht von einer Gastfreundschaft im Rahmen unserer wirklichen Verhältnisse recht gehabt hat. Wir sind uns heute noch nicht darüber einig.

Nur eines steht fest, daß ich Müller auch heute noch freundlichst grüße.

Der Usurpator / Eine Südseegeschichte von Joos van Bussum

Ich hatte an jenem Morgen Brückenwache auf der „Pensacola". Die unermeßliche Weite des Pazifik lag still und gläsern vor uns, als führen wir über einen riesenhaften Binnensee. Es schien jedem einzelnen oben auf der Kommandobrücke unvorstellbar, daß dieser Frieden jemals gestört werden könne, und doch hatten die Seen uns noch vor drei Tagen vorne zwei Bootsdavits zerschlagen und die schwere stählerne Flaggenstange fortrasiert, als seien sie Kinderspielzeug. Der Funkoffizier, der dort hinten in einem Liegestuhl unter dem Sonnenschutz lag wie ein Millionär, hörte in dieser Woche kaum etwas anderes als die Hilferufe von drei Dutzend Schiffen, von denen jetzt sicherlich die Hälfte da unten lag. —

Das harte Gleißen des Meeresspiegels unter der Tropensonne machte schläfrig. Der Rudergänger schräg hinter mir stand mit halbgeschlossenen Augen am Rad. Sah man einmal wieder auf das Chronometer, dann waren knapp zehn Minuten seit dem letzten Mal vergangen. Vier Stunden Wache, vier Stunden; die beiden Maschinen stuckerten die Worte mit...

Dann schien es mir plötzlich, als läge ein kleiner Fleck auf der flimmernden Weite. Mehr gefühlsmäßig als bewußt griff ich nach dem Krimstecher und hörte im gleichen Augenblick den Ausgucksmann rufen: „Segler drei Strich Steuerbord voraus!"

Er schien bös mitgenommen zu sein, dieser Segler. Er lag, wie man deutlich durch das Glas sah, hart auf der rechten Seite, und die Masten waren zerfetzt. Vom Heck aus wurde zu uns herübergewinkt. Ich sandte unseren Läufer mit der Nachricht zu Kapitän Bridgeman und hielt mit aller Fahrt auf das Schiff zu.

Gleich darauf erschien auch der „Alte" selber auf der Brücke. „Wie heißt er?" fragte er interessiert. — „Santa Catalina" antwortete ich und war selbst erstaunt, wie sich das Gesicht des Kapitäns veränderte. — „Donnerwetter, dann ist es ja Senor Medina persönlich..." meinte er halblaut, und gleich darauf: „Ich übernehme selber die Wache. Sie gehen mit dem Zimmermann und ein ein paar tüchtigen Leuten an Bord. Sagen Sie ihm, wir würden ihn schleppen, wenn er nicht mehr seetüchtig ist."

Ich verstand nicht ganz, warum der Kapitän so plötzlich interessiert war, grüßte und ließ die Jolle ausschwenken. Nach einer halben Stunde befanden wir uns längsseit des Schoners „Santa Catalina", der trotz seiner schweren Schäden über Erwarten gut gebaut und instandgehalten war. Der Kapitän des Seglers hieß übrigens nicht Medina, sondern Hernandez, ein stämmiger kleiner Mann, der sich lebhaft für die Hilfe bedankte. Wir machten zusammen einen Rundgang durch das Schiff und stellten fest, daß die schwersten Schäden von unseren Handwerkern in ein paar Stunden behoben werden könnten, wenn alle Mann an Bord mit zupackten. Die „Santa Catalina" würde dann mit ihren Reservesegeln auf jeden Fall bis Tutuila fahren können.

In den wenigen Arbeitsstunden war eine Pause für uns nicht möglich. Als uns allen schließlich der Schweiß von der Stirn rann, gab ich gerne die Erlaubnis, daß unseren Leuten während der Arbeit verdünnter chilenischer Wein gereicht wurde. Ein paar Mal erschien es mir, als hätte auch Kapitän Hernandez in seiner Unterhaltung mit dem ersten Offizier der „Catalina" den Namen Medina fallen lassen, scheu und ehrfürchtig, als spräche er von einem großen Geheimnis. Aber es konnte schließlich auch eine Täuschung gewesen sein.

Es war gegen 4 Uhr, als der Zimmermann nach einer letzten „Revue" meldete, die Schäden seien nun vorläufig behoben. Wir wollten nach kurzem Abschied von Hernandez gerade wieder in die Jolle klettern, als plötzlich neben dem Kapitän ein kleiner Indio stand, der ihm hastig ein paar Worte zuflüsterte. Hernandez nickte und sagte zu mir: „Herr Leutnant, es wird Senor Medina, meinem Schiffsbesitzer, eine Ehre sein, Sie begrüßen zu dürfen."

Er führte mich zu einer messingbeschlagenen Tür des Deckshauses am Heck und öffnete sie: „Dort, bitte!"

Es dauerte eine Weile, bis ich mich an das Halbdunkel der großen Kajüte gewöhnt hatte, die ganz im Stil eines kreolischen Herrenhauses eingerichtet war. Von dem schweren Schreibtisch erhob sich plötzlich eine kräftige, mittelgroße Gestalt mit weißem Haar. Ich hatte in den Jahren, da ich auf einem Kreuzer an der Westküste Dienst getan hatte, manchen alten Südamerikaner gesehen, niemals aber eine so machtvolle und ehrfurchtgebietende Persönlichkeit. Von den großen, dunklen Augen ging eine unbeschreibliche Gewalt aus. Wie er mir jetzt zur Begrüßung entgegenkam, ging er straff und elastisch wie ein Jüngling. Seine Stimme klang melodisch und kraftvoll, als er nun sagte: „Ich empfange sehr selten einen Menschen. Aber für Ihre tatkräftige Hilfe muß ich Ihnen herzlich danken, mein Herr." — Er entnahm dem Wandschrank eine Flasche und goß den Rotwein in zwei Kristallgläser. „Sie sind ein Offizier. Auch ich war es einmal... es ist lange her. Trinken wir auf die Ritterlichkeit und die Heimat!"

Ich blieb fast eine Stunde in seiner Kajüte. Er sprach nur zögernd; zuweilen ließ er einen angefangenen Satz unbeendet. Dann sah er starr an mir vorbei auf das Meer. Aufmerksam hörte er zu, wie ich auf seinen Wunsch allerlei von meinem letzten Kommando in Südamerika berichtete.

Als er mich schließlich bis zum Fallreep begleitete, traten alle Leute vom Deckspersonal scheu und schweigsam zurück. Ich sehe ihn immer noch vor mir, wie er dort aufgerichtet in seiner kurzen Seidenjacke stand, den Sombrero in der Hand. Der dicke Hernandez und die anderen Bordoffiziere, man sah sie nicht, so lange er dort stand. — —

Von Medina war in den nächsten Tagen nicht die Rede. Der Kapitän Bridgeman zeigte sich nach meiner Rückkehr merkwürdig verschlossen. Die Grüße des Südamerikaners hatte er mit kurzem Dank entgegengenommen. Aber er war ohnehin sehr schweigsam, und ich rechnete nicht mehr damit, noch etwas über den seltsamen Fremden zu erfahren. Da bekam ich plötzlich am Sonntag die Einladung, mit Bridgeman zu speisen.

Wir hatten bereits gegessen und rauchten eine von des Kapitäns unübertrefflichen Havannas, als der „Alte" plötzlich gesprächig wurde und mich fragte, ob ich wohl wüßte, daß ich ein ganz seltenes Glück gehabt hätte. Ich verneinte erstaunt. Da begann er die Geschichte von Bautista Medina, der nach den Sternen griff und ganz tief stürzte. In der großen Republik an der Westküste war Medina schon als ganz junger Offizier eine große Hoffnung gewesen. Mit kaum dreißig Jahren rückte der General Medina zum Kriegsminister auf. Die Art, wie er hier ohne jede Hilfe die Reform des Heeres durchführte, zeigte bald auch den fremden Diplomaten, daß er der kommende Mann seines Landes war, ein Führer von außergewöhnlichem Format. Nicht lange darauf wurde er nach einem Putsch diktatorischer Präsident.

Bridgeman sah mich an: „Auch seine ärgsten Feinde geben zu, daß es wohl kaum jemals in Südamerika einen Usurpator gegeben hat, der so scharf und klar zu planen und handeln wußte. Er tat unendlich viel in jenen sieben Jahren, die ihm bis zu der Revolution blieben, die dem Vernehmen nach unter englischem Einfluß ins Werk gesetzt wurde. Die Entscheidung führte der Verrat eines seiner besten Freunde herbei. Man war ihm dicht auf den Fersen, aber er entkam. In allen Bars der Südsee können Sie Geschichten davon hören, wie ihn ein Vater in einer kleinen Kapelle versteckte. Er gab diesem das Ehrenwort, niemals wieder heimzukehren. „Mich ekelt das alles so an..." soll er ihm gesagt haben. Seitdem fährt er auf dem Kauffahrer „Santa Catalina". Hunderte von Geschichten gibt es über ihn, aber außer Ihnen haben Medina vielleicht nur drei oder vier Menschen gesprochen..."

Es war still geworden in der Kapitänskajüte. Nur der große Fächer des Ventilators kreiste summend über uns. In Gedanken sahen wir beide Medina wieder am Fallreep stehen, den auch sein furchtbarer Sturz nicht bezwungen hatte.

Gewitterstimmung.

Die Kiefer träumt am fahlen Roggenfeld.
Auf dunklem Teich die Wasserhühner locken.
Im Westen an dem weiten Sommerzelt
Graublau und schwer Gewitterwolken hocken.

Der Atem stockt in schwüler Julilluft.
Im heißen Luftmeer nur ein polternd Grollen.
Und irgendwo durch üpp'gen Lindenduft
Gräbt schon der Blitz die gelben Feuerfurchen.

Fritz Moebis.



Burg Altena

Geschichtlicher Ueberblick / Von Ferd. Schmidt, Archivar der Burg Altena

4. Im Jahrhundert der großen Kriege

. . . O Grafenberg, mit Epheu grün umrankt,
darunter bröckelnd längst die Mauer wankt,
dein Glanz ist hin, verschwunden deine Macht,
in Trümmern liegt des Rittersaales Pracht!
Nur jene Zinne dort am letzten Turm
beut stark die Stirn dem Wetter und dem Sturm.

Von den zahlreichen Bewerbern um das reiche Erbe des Herzogs von Jülich, Cleve und Berg, Grafen von der Mark und Ravensberg, schalteten zwei durch sofortiges rücksichtsloses Vorgehen alle anderen aus: der Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg als Gemahl einer Tochter der ältesten Schwester des letzten Herzogs Johann Wilhelm, Maria Eleonore von Cleve, die mit dem Herzog Albrecht von Preußen vermählt und 1608 gestorben war, und Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg als Sohn der zweiten Schwester Johann Wilhelms, Anna, der Gemahlin seines Vaters Philipp Ludwig von Pfalz-Neuburg. Beide suchten sich schleunigst — jeder für sich — in den Besitz der Erblande zu setzen, aber durch Vermittlung des Landgrafen von Hessen einigten sie sich zu Dortmund am 10. Juni 1609 über eine vorläufige gemeinsame Besitzergreifung der herrenlosen Gebiete. Die fürstlichen Räte beschlossen, die Regierung im Namen beider ‚possedierenden Fürsten', denen sie sich durch Handschlag verpflichteten, zu führen, unter ihnen auch Dietrich Ovelacker, der Amtmann von Altena, der damals aber schon lange nicht mehr dauernd auf der vernachlässigten Burg wohnte, sondern sich meist auf seinem nahe gelegenen Hause Hemer aufhielt. Gegen einen etwaigen Angriff von seiten der kaiserlichen Partei, welche die Verwaltung der clevischen Lande bis zur endgültigen Entscheidung der rechtmäßigen Erbfolge verlangte, ließ Ovelacker vor der untersten Burgpforte durch den Rentmeister Johann Grüter zwei Pforten und eine Hamei neu anlegen, also den zwingerartigen Eingang mit dem Friedrichs- und Dorotheentor.

Aber die Einigkeit zwischen den ‚Possedierenden' währte nur kurz. Hauptsächlich infolge Religionswechsels beider Fürsten ging die gegenseitige Entfremdung soweit, daß die Brandenburger bei den holländischen Generalstaaten, die Neuburger bei der spanischen Regierung zu Brüssel Hülfe holten, mit der sie sich gewaltsam in den clevischen Erblanden möglichst auszudehnen suchten und sich in Besitz setzten, wo sie nur konnten.

Mit der Grafschaft Mark wurden Burg und Amt Altena zwar im Xantener Vergleich von 1614 den Brandenburgern zugesprochen, aber Droste Ovelacker weigerte sich der Uebergabe an einen einzelnen der Fürsten, indem er sich auf die gegen beide Fürsten gemeinsam eingegangene Dienstpflicht berief; insgeheim aber hielt er zu der neuburgischen Partei.

Von Truppen der Generalstaaten, die im Frühjahr 1615 die Grafschaft Mark für Brandenburg in Besitz nehmen sollten, wurde zu Anfang Juli ein Anschlag auf die Burg Altena gemacht. Der Oberst von Hatzfeldt und ein clevischer Rat Dr. Langenberg luden auf den 3. Juli die sämtlichen Adeligen, die Hogrefen, Richter, Rentmeister und Kirchspielvorsteher des Amtes nach Altena ein, wohin gleichzeitig im stillen ein Rittmeister von der Recke und die Kapitäne von Blaten und von Amstenradt ‚so stark, als sie immer aus ihren Garnisonen abkommen konnten', beordert waren. ‚Während nun die beiden Commissare die Adeligen, Beamten und angesehensten Einwohner in der Freiheit Altena bewirteten, wurde die Burg unversehens dermaßen von dem Kriegsvolk umzingelt, daß niemand ab- oder zukommen konnte. Nachdem man so das Landvolk, d. h. die Amtsbewohner, von denen man einen Auflauf befürchtete, der ‚Häupter oder Anführer' beraubt hatte, wurde gegen das Schloß ‚mit bequemen Entrepreisen soweit procediret', daß die Brandenburger ‚dieses festen Hauses Altena gestern (3. Juli) Abend um 8 Uhren mächtig worden, die darauf gelegene Soldaten wehrlos gemacht und abziehen und unsere Besatzung wieder darein legen lassen. ‚Der Markgraf könne sich', so schrieben die beiden Kommissare folgenden Tags an Markgraf Ernst von Brandenburg, ‚dieses glücklichen Successus wohl erfreuen, und ist (Burg Altena) ein Platz, den wir von großer Importanz und also beschaffen finden, daß bei jetzigem Zustand mehr als zehen andere der vornehmsten, so dieserseits occupiret, sonderlich in besorgtem Notfall vorteilen und importieren kann.' Ihren Bericht schlossen sie mit der bissigen Bemerkung: ‚Dem Drosten Ovelacker wird auf diese Zeitung ein guter Drunk schmecken, den wir ihme gesegnet sein lassen'.

Nicht erwähnt ist in diesem Bericht, daß ein gewisser Bernhard von Blechen damals dem Obersten Hatzfeld das Haus Altena übergeben hat.

Der Droste Ovelacker wurde am 29. Januar 1616 seines Dienstes entsetzt, der brandenburgische Oberhofmeister und Geheimrat Johann von der Borg zu Holthausen und Langendreer zu seinem Nachfolger ernannt; als dieser aber das Amt Sparenberg, in dem er beheimatet war, übernahm, erhielt Wilhelm von Hatzfeld zu Oedenthal, ein eingesessener Adeliger, am 6. April 1621 das Amt Altena.

Um diese Zeit stand ein Edler von Putlitz an der Spitze der geringen brandenburgischen Besatzung auf der Burg Altena. Den Soldaten wurden die Servisgelder seitens der Freiheit Altena vorgestreckt; eine Zeitlang wurden diese auch erstattet, als sich die Soldvorschüsse später auf 4000 Gulden aufgelaufen hatten, zwangen die Kriegsereignisse die Brandenburger, sich aus der hiesigen Gegend zurückzuziehen, und es kam nicht mehr zur Rückzahlung.

Anfangs Februar 1622 machte Herzog Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg den ersten Versuch, die Burg Altena den Brandenburgern wieder zu entreißen. Der Generalkommissar Ochoa Gomes de la Torre von dem spanischen Heere des Grafen Heinrich von Berg rückte mit einer Anzahl Truppen zu Roß und zu Fuß in die Freiheit Altena ein und ließ die Besatzung des Schlosses, meist staatische Soldner, zur Uebergabe der Burg auffordern. Als diese verweigert wurde, blieben pfalz-neuburgische Truppen einige Tage zur Belagerung in der Freiheit liegen, brachen dann aber unverrichteter Sache wieder auf.

Drei Monate später, am 12. Mai 1622, rückte wieder ein lothringisches Heer unter dem Befehl des Prinzen von Falkenburg vor die Burg Altena, dem sich wiederum eine Abteilung pfälzischer Truppen angeschlossen hatte, und begann, diesmal mit größerer Ausdauer und besserem Erfolge, die Belagerung der Burg. Die Besatzung verteidigte sich tapfer, mußte aber die Burg wegen Wassermangels am 24. Mai dem Pfalzgrafen von Neuburg übergeben. Drei Wochen blieben die lothringisch-neuburgischen Truppen in Altena liegen und ließen sich von der Bürgerschaft in Sold und Verpflegung unterhalten. Dann zogen sie unter Hinterlassung einer geringen Schloßbesatzung weiter. ‚Durch die unmenschliche und ungezügelte Frechheit der Lothringer ist uns ein Schaden von 6000 Goldgulden zugefügt worden', berichtete später der Altenaer Magistrat an den Pfalzgrafen.

Kaum war das ‚befestigte Amtshaus' zu Altena in der Hand des Neuburgers, da meldete sich auch der alte Droste Dietrich Ovelacker wieder zu seinem früheren Amte; es wurde ihm sofort übertragen. Der brandenburgische Droste Wilhelm von Hatzfeld, der inzwischen ‚mit seinem großen Schaden seine Haushaltung aufs Amthaus genommen', mußte die Burg wieder verlassen. Der Kurfürst von Brandenburg befahl seinem Statthalter Graf Adam von Schwarzenberg, dem Drosten Ovelacker nachzutrachten und ihn in Haft bringen zu lassen. Dieser aber waltete unter dem Schutze des Neuburgers ruhig seines Amtes und rechnete so stark mit der Dauer der neuburgischen Herrschaft im Süderlande, daß er sich von dem Pfalzgrafen die Zusicherung geben ließ, daß sein Sohn ihm später in dem Amte folgen sollte. Das war wohl die Anerkennung dafür, daß nach späterer wiederholter Beschuldigung durch Hatzfeld Droste Ovelacker bald nach dem Wiederantritt seines Amtes ‚die Ambtsassen auf Altena verschrieben und dahin bracht, daß sie die Unkosten der Belagerung des Hauses tragen müssen', sodaß also ‚durch Ovelackers Direktion nicht allein dies vornehmbste Amthaus und Amt, durch welches die andere sauerländische Aembter, wenn es erhalten wäre, hätten leicht wieder recuperieret und das ganze Sauerland in Devotion erhalten werden können', aus brandenburgischer Gewalt gerissen worden sei.

Der von Kurbrandenburg erst Mitte 1620 angestellte Altenaer Hogrefe Adolph Klocke mußte sein Amt einem Landfremden namens Thomas Ludwig Masyn, den der Pfalzgraf am 6. 8. 1622 ernannte, abtreten. Statt des Waldförsters Dubbe wurde Bernhard von Blechen mit diesem Amte betraut. Nur der Rentmeister Johann Grüter behielt sein Amt, das nach seinem Tode sein Sohn Caspar Grüter übernahm.

Diese Zeit der spanisch-neuburgischen Herrschaft in Altena währte bis zum Jahre 1630, also volle 8 Jahre; so lange währte also auch die Besetzung unserer Burg durch die neuburgischen Truppen. Erschien es erforderlich, so wurden diese wohl durch ‚Amtsschützen' verstärkt. Hierunter haben wir Kirchspielseingesessene aus dem Amte selbst zu verstehen, die von den Kirchspielen in guter Wehr zu halten waren, damit sie unter dem Befehle eines Kirchspiels-Führers' Schutz und Verteidigung des Amtes, in erster Linie ihres Kirchspiels selbst, handhaben konnten. Als am 28. Oktober 1625 der Kapitän Matthias vom Baesst seinem Furier Ludwig Lompoet auf der Burg Altena befahl, von der Altenaer Burgbesatzung 20 seiner besten Soldaten vorübergehend nach Hörde zu schicken, ließ er dafür durch den Drosten die Amtsschützen zur Verstärkung auf die Burg beordern. Vermutlich war die Zahl der auf dem Schloß zurückbleibenden Soldaten geringer als die der nach Hörde kommandierten; wir schätzen demnach die Stärke der Altenaer Burgbesatzung auf etwa 35 bis 40 Mann.

Verhandlungen im Haag zwischen den Bewerbern um die clevischen Erblande führten anfangs 1630 zu der Vereinbarung, daß die nächsten 25 Jahre hindurch der Kurfürst von Brandenburg das Herzogtum Cleve und die Grafschaft Mark, Pfalz-Neuburg aber die Herzogtümer Jülich und Berg samt Ravenstein besitzen, die Grafschaft Ravensberg weiter unverteilt in beider Fürsten Namen verwaltet werden sollte. Dieser Vertrag hatte endlich die Räumung der Grafschaft Mark seitens der spanisch-pfalzneuburgischen Truppen zur Folge; auf Befehl der Infantin Isabella als Regentin der spanischen Niederlande mußten sämtliche spanischen Truppen die rechts des Rheines besetzten Plätze am 5. März 1630 verlassen und sich auf das linke Rheinufer in die Festungen Jülich, Orsoy und Rheinberg zurückziehen. So wurde nun auch Altena die spanisch-neuburgische Besatzung los; mit dem ganzen Lande wurde auch unsere Burg wieder an Kurbrandenburg zurückgegeben.

Gleich meldete sich Wilhelm von Hatzfeld beim Kurfürsten, um die Aemter Altena und Iserlohn wieder zu übernehmen, die ihm auch bewilligt wurden; aber der alte Droste Ovelacker hatte an dem Pfalzgrafen einen mächtigen Fürsprecher; auf dessen Drängen verfügte der Kurfürst, daß Ovelacker auf Lebenszeit das Amt Iserlohn, Hatzfeld aber das Amt Altena verbleiben, und welcher von ihnen beiden den andern überleben würde, diesem in dem freiwerdenden Dienst folgen solle. Wenn nun Hatzfeld und auch der Kurfürst bei dem hohen Alter Ovelackers gewiß gehofft hatten, daß dieser zuerst sterben und Hatzfeld dann auch dessen Amt Iserlohn erhalten würde, so kam es doch gerade umgekehrt: nach Verlauf eines guten Jahres, im Mai 1632, brach Hatzfeld zwischen Limburg und Dahl bei einem Sturz vom Pferde den Hals, und Droste Ovelacker konnte noch für anderthalb Jahre die Altenaer Amtsverwaltung führen, bis er am 1. September 1633 im Alter von etwa 84 Jahren starb.

Sein Amtsnachfolger wurde Stephan von Neuhoff zum Neuenhofe, der schon seit dem 12. August 1632 dem Drosten Ovelacker auf dessen Bitte hin als Stellvertreter mit dem Rechte der Nachfolge beigegeben war. Dieser neue Droste nahm so wenig wie der alte seinen ständigen Wohnsitz auf seinem Amthause, der Burg Altena. Nur wenn die kriegerischen Zeitläufte oder die Amtsgeschäfte es dringend erforderlich erscheinen ließen, weilte er dort für Tage oder Wochen. Im allgemeinen hielt er sich auf dem Stammsitze seines Geschlechtes, dem Rittersitz Neuenhof bei Lüdenscheid, auf und ließ ebenso wie sein Vorgänger die Burg Altena durch einen Burggrafen verwalten. Als solchen lernen wir in den Jahren 1634—40 einen Heinrich von Sahrn, kennen.

Wenn aber die Burg Altena auch dem Drosten selbst nicht mehr zum ständigen Wohnsitz diente, so war und blieb doch das ‚befestigte Amtshaus' nach wie vor der Mittelpunkt des ganzen Süderlandes. Auf der Burg Altena liefen die Fäden der Landesverwaltung zusammen. Meistens fanden hier die Amtstage — regelmäßige Versammlungen der Adeligen, Beamten und Gemeindevorsteher — statt, auf denen die Receptoren ihre Rechnungen legen mußten und der Amtsausschlag für das nächste Jahr festgelegt wurde. Hier war die Rentei, durch welche die zahlreichen herrschaftlichen Güter verpachtet und beaufsichtigt, die sonstigen landesherrlichen Gerechtsame wahrgenommen, Pächte, Renten und andere Gefälle an Geld, Vieh oder Früchten eingehoben wurden. Hier wurde ferner durch den Gogrefen das Gerichtswesen gehandhabt, die Gefangenen wurden während der Untersuchung und nach ihrer Verurteilung bis zur Strafvollstreckung in den Verließen der Burg in schauerlicher Haft gehalten. Hier war auch der Mittelpunkt der Landesverteidigung; während den Amtsschützen hauptsächlich der Schutz der einzelnen Kirchspiele oblag, war es Aufgabe der Altenaer Burgbesatzung, das ganze Amtsgebiet gegen feindliche Angriffe, Einlagerungen und Plünderungszüge zu schützen. Auch in diesem ‚durch das leidige Kriegswesen so hoch beschwerlichen' Zeiten war demnach der Verkehr auf unserer Burg ein reger: die Beamten des Landes, die Vorsteher der Kirchspiele und Bauernschaften und ihre Boten gingen hier täglich aus und ein.

Vielseitig und lehrreich sind die Einblicke, die uns Aufzeichnungen eines Lüdenscheider Receptors Jacob Fischer aus den Jahren 1634—37 in das innere Leben auf der Burg in jenen kriegerischen Jahren vermitteln.

Zunächst erfahren wir aus diesen Aufzeichnungen einiges über die Amtspflichten des Borggrefen Melchior von Sahrn. Dieser hatte die Baulichkeiten und Befestigungsanlagen der Burg in gutem Zustande zu halten. Dazu wurden auf den jährlichen Amtstagen Dienstfuhren und Arbeitsdienste angesetzt, deren Umfang und Zahl sich nach den erforderlichen Arbeiten richteten. Diese Dienste waren von allen Kirchspielen des Amtes gleichmäßig zu leisten. Anstatt der persönlichen Ableistung aber bezahlten die weiter abgelegenen Kirchspiele einen bestimmten Betrag für jeden Hand- und Spanndienst, den der Burggrefe dann für das Geld von näher wohnenden Leuten ausführen ließ. Dem Burggrefen oblag ferner die Bewahrung und Verpflegung der Gefangenen. Im Jahre 1634 waren hierfür einschließlich der Strafvollstreckungen 300 Rt. seitens des Amtes ausgesetzt. Von diesem Betrage erhielt der Burggrefe allein für die Verpflegung der Häftlinge 168 Rt. 12 ß; um diese Zeit wurden einmal 12 „Nachtigallen" (d. i. Straßenräuber) gleichzeitig ‚verstrickt' gehalten. Der Rest des ausgesetzten Betrages wird für die mit dem Strafvollzuge verbundenen Unkosten aufgegangen sein. Solche ‚Justificationen' — meist Hinrichtungen — fanden damals sehr häufig statt: in der Zeit vom September 1634 bis August 1635, also innerhalb Jahresfrist, wurden in Altena 5 Personen hingerichtet und 2 mit Ruten ausgestrichen, womit gewöhnlich Landesverweisung verbunden war. Diese Strafvollstreckungen fanden aber nicht auf der Burg, sondern auf dem Breitenhagen jenseit der Lenne statt, wo der ‚Galgenkopf' noch heute daran erinnert.

Was uns Jacob Fischer über die Besatzung der Burg Altena berichtet, vermittelt uns von dieser ein wenig vorteilhaftes Bild. Aufgabe der Burgbesatzung war die Bewahrung und der Schutz des ‚befestigten Amtshauses', Besorgung von Botengeschäften des Drosten und sonstiger Amtsbedienten, Sicherung des Verkehrs durch Geleit, Sicherung von Land und Volk durch Abwehr der ständigen Angriffe, der Raub- und Plünderungszüge streifender Söldner. Inwieweit sie in der Bewahrung und dem Schutze der Burg, in der Besorgung von Dienstgängen ihre Aufgabe erfüllten, können wir den Aufzeichnungen Fischers natürlich nicht entnehmen; nur vereinzelt hören wir von ihm, daß ‚ein Soldat von Altena Briefe durchs Amt getragen', wobei ihm überall Essen und Trinken — zuweilen ein Quart Bier und eine Wegge — gereicht werden mußte, einmal auch, daß mehrere Soldaten vom Haus Altena, ‚so mit Herrn Dr. Dieft auf Convoy gangen', in Lüdenscheid auf Kirchspielskosten 1 Rt. 11 ß verzehrt haben. Mehrmals sind solche Zehrungskosten für Soldaten vom Haus Altena zu begleichen, ohne daß die Ursache ihres Erscheinens angegeben wird; vielleicht machten sie Streifzüge durch das Amt, um auf verdächtiges Gesindel zu fahnden. Den ‚Kneveler' Johann Spittl, der am 28. September 1634 hingerichtet wurde, verfolgten 11 Altenaer Soldaten bis ins bergische Land und erhielten dafür vom Kirchspiel Lüdenscheid je 6½ Stüber.

Die meisten Nachrichten gibt uns Jacob Fischer über die Löhnungsgelder der Soldaten und deren zwangsweise Beitreibung in seiner Gemeinde. Der Befehlshaber der Altenaer Burgbesatzung war ein Leutnant Heinrich Wever, ein Sohn des Meinerzhagener Richters Christian Wever; neben ihm erscheint der Fähnrich Caspar Pfeiffer. Mannschaften und Führer waren durchweg Einheimische. Ihre Zahl wird etwa 35 betragen haben.

Die Besoldung der Soldaten war nicht die ganze Zeit hindurch gleichmäßig. Der wöchentliche Gesamtlohn betrug für die Abteilung anfangs 103 Rt. und war vom gesamten Amt aufzubringen. Die Bezahlung erfolgte alle vier Wochen. Mitte 1635 wurde in der Entlohnung eine Aenderung vorgenommen. Die Soldzahlung erfolgte nun jedesmal für einen sogenannten ‚langen Monat', d. h. für 6 Wochen. Ob die Soldaten selbst von dieser Löhnung ihre Verpflegung bestreiten mußten, steht dahin. Aber auf jeden Fall stand die Höhe dieses Soldes im ärgsten Mißverhältnis zu dem kümmerlichen Einkommen der bäuerlichen Bevölkerung in dieser geldarmen Zeit. Kein Wunder, daß die Gemeinden meist nicht in der Lage waren, die Gelder pünktlich aufzubringen, zumal neben dieser regelmäßigen Abgabe ständig die aufs höchste geschraubten Anforderungen fremder Truppen an Contributionen und anderen Abgaben an Geld und Landeserzeugnissen einherliefen. Es erscheint uns heute kaum begreiflich, wie es möglich gewesen ist, solche Beträge, wie sie mit Härte gefordert und — wenn auch unter den größten Schwierigkeiten — gezahlt wurden, aufzubringen.

Die Soldaten der Altenaer Burgbesatzung legten auf pünktliche Bezahlung ihres Soldes den größten Wert. Gingen die Gelder nicht am Fälligkeitstage ein, so wurde gleich der Profoß oder eine kleine Gruppe aus ihrer Mitte zur Beitreibung in das säumige Kirchspiel geschickt. Bei diesen Executionen gingen sie mit der größten Rücksichtslosigkeit vor, ja sie gaben in unmenschlicher Härte bei den Beitreibungen den Executoren landfremder Truppen nichts nach.

Im April 1644 wird ein Leutnant Hermann von Perßwort (Berswordt) als Kommandant auf der Burg Altena genannt; er beschäftigte sich nebenbei damit, von den Bewohnern die Geldforderungen der staatischen Truppen gegen eine Beitreibungsgebühr von 3 % einzuziehen. Fassen wir alle Nachrichten über die Soldaten der Altenaer Burgbesatzung zusammen, so liegt auf der Hand, daß sie für die Bevölkerung des ganzen Amtes, der sie gar nichts nützte, eine dauernde, unerträgliche Landplage bildete, während die fremden Truppen bei ihren Durchzügen und kurzen Einlagerungen immerhin nur wie ein vorübergehendes, allerdings verheerendes Gewitter über das Land hinwegbrausten.

In den letzten Jahren des 30jährigen Krieges war die Besatzung der Burg vertretungsweise dem Gogrefen Georg Grüter unterstellt; in diese Zeit fällt ein Ueberrumpelungsversuch durch schwedische Truppen. Grüter selbst schildert seine dabei bewiesene Schlauheit in der Verteidigung: Als der Herr General-Wachtmeister Meuter mich wollen überfallen, da habe in Gegenwart der zweien Trompeter die vorderste Hamey und Porte weit öffnen lassen, damit der Herr General-Wachtmeister sich durch seine Leute nicht dürfte bemühen lassen, solche entzwei zu hauen oder petardieren zu lassen. Unterdessen waren gute Leute auf der untersten und Canzeley-Porten mit Handgranaten und doppeltem Gewehr bestellt; es kam aber niemand an Bord.'

Im Juni 1648 übernahm der Kapitän de Silla vom Regiment v. Hacke das Kommando auf der Burg, wo er die Wohnung beanspruchte, die bis dahin der Gogrefe benutzt hatte. Dieser wandte sich an den Kurfürsten mit der Bitte, „daß ihm als Dero geringem Diener Hogrefen hieselbst etwa zwei Logementer auf hiesigem Schloß möchten eingelassen werden, damit er die amtlichen Schriften und dann auch sein gar Geringes desto besser verwahrlich behalten könne." Der Kurfürst ließ ihm auf der Burg „ein paar bequeme Gemächer zur Wohnung und seiner Mobolien und insonderheit deren zur Gograffschaft behörigen Schriften Verwahrung einräumen."

Diese Maßnahmen des Kurfürsten bezüglich Aenderung im Oberbefehl über die Burgbesatzung sind wohl auf den Besuch zurückzuführen, den er wenige Monate vorher hier abgestattet hatte. Der Große Kurfürst hatte sich damals ganz von der Teilnahme am 30jährigen Kriege zurückgezogen und behauptete eine bewaffnete Neutralität. Zu Anfang Dezember 1647 weilte er in der Grafschaft Ravensberg; auf der Reise von dort nach Cleve benutzte er die Gelegenheit, seine Burg Altena zu besuchen und sich zwei Tage dort aufzuhalten. Er empfing hier mehrere Gesandte der noch im Kriege befindlichen Völker; u. a. suchte auch der berühmte General Graf von Holtzapfel oder Melander, der aus hessischen Diensten in kaiserliche übergetreten war, den Kurfürsten hier in kaiserlichem Auftrage auf, um ihn zum Wiedereintritt in den Krieg zu bewegen; mit seiner Hülfe wollte der Kaiser alle lästigen fremden Kriegsvölker aus dem Lande jagen. Der Kurfürst ging aber auf den Vorschlag nicht ein. Der kaiserliche Gesandte mußte unverrichteter Sache abziehen. Den erschienenen Vertretern der fremden Mächte gab der Kurfürst auf dem Schlosse ein großes Gastmahl. Am 14. Dezember brach er von hier wieder auf. Von Bochum aus richtete er folgenden Tages ein Schreiben an den Drosten Stephan von Neuhoff:

„Nachdem wir bei unser Anwesenheit zu Altena mißfällig befunden, daß unser Haus allda sehr baufällig ist, so ist unser Befehl hiemit an dich, daß du dasselbe in etwas bessern und repariren lassen und es künftig in baulichem Wesen erhalten sollest . . "

Lange lebte der Besuch des Großen Kurfürsten in der Erinnerung der Altenaer weiter. Auch der Altenaer Reidemeister Caspar Rumpe gedenkt seiner in seinem um 1680 verfaßten ‚Teutschen Carmen von Ursprung des Casteels Altena':

Den Ring von einer Taschen, CJD
Sechs Hänge von einer Flaschen, CCCCCC
Vier Duvenföte und seven i, XXXX
Do was die Churfürst selver hie.

Melander wollte ihn dar bereden,
Er sollte zu seiner Seiten treten,
So wollten sie mit starker Hand
Die Feinde jagen aus dem Land.

Der Kurfürst acht' es nicht für rat;
Er sprach, es wäre damit zu spat;
Man müßte auf ander Mittel gedenken,
daß man nicht täte den Frieden kränken.

Er trachtete immer nach der Ruh;
Er setzte sein Pommern fast dazu,
Erfreut wohl soviel Menschenkind,
Als Sterne an dem Himmel sind.

Dardurch so ward der Friede gemacht;
Der große Krieg ward beigelagt.
Licenten wurden abgethan,
Deß freuet sich ein jedermann.

Gott gebe, daß wir ein lange Zeit
Mögen leben ohne Streit; ;
Er gebe auch unserm Landesherrn,
daß möge lang und wohl regiern.

Während der 25 Friedensjahre, welche auf den 30jährigen Krieg folgten, haben wir keine irgendwie bedeutsamen Nachrichten über die Burg Altena und deren Bewohner. Erst in den Réunionskriegen des Franzosenkönigs Ludwigs XIV gewann sie wieder Bedeutung.

Fortsetzung folgt.